

Leseprobe aus:

Aharon Appelfeld

Bis der Tag anbricht



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

SIE STIEGEN von einem Zug in den nächsten, fuhren an kleinen Bahnstationen vorbei, hielten vor Weichen und rasten dann wieder schnaubend über die ausgedehnten, flachen Weiten dahin. Alles geschah in großer Eile und mit beängstigender Genauigkeit, so als seien sie nicht mehr Herr über sich selbst, sondern in der Gewalt der Gleise, die so gnädig waren, sie von einem Ort zum anderen zu bringen, beinahe ohne Schmerz.

Otto war vier Jahre alt geworden und in den Augen seiner Mutter bereits groß. Sie redete mit ihm, erklärte ihm Dinge, die er bestimmt nicht verstand. Ihre langen, verschlungenen Sätze machten ihn verlegen, doch Blanka war sich sicher, dass er schon begriff, was sie meinte, und fügte immer noch mehr Wörter hinzu. Gewiss, Otto stellte vernünftige Fragen, nicht aber etwa, weil er verstand, was geschah, sondern weil er erschreckend logisch dachte. Blanka war stolz auf sein folgerichtiges Denken. Nun jedoch fürchtete sie, dass er sie aus Versehen verraten würde. Um ihn abzulenken, erzählte sie ihm allerlei erfundene Dinge, brachte seine wenigen Erinnerungen durcheinander und versprach ihm, es werde nicht mehr lange dauern, dann würden sie einen wunderschönen Ort erreichen.

«Wohin fahren wir, Mama?», fragte er immer wieder.

«Nach Norden.»

«Ist das weit von hier?»

«Nicht sehr.»

«Ist Norden ein Dorf oder eine Stadt?»

«Der Norden ist oben, mein Lieber.»

Tief im Herzen wusste sie, dass sie nicht lügen durfte. Der Junge war sehr empfindsam und bemerkte Widersprüche sofort.

Trotzdem überlistete sie ihn, lenkte ihn ab und verheimlichte ihm Einzelheiten. Schlimmer noch: Sie machte ihm Versprechungen, die zu halten nicht in ihrer Macht lag. So wurde sie zur Komplizin der rasenden Eisenbahnen: Beide zusammen verwirrten ihn.

Nach einer Woche des Herumziehens bedrängte er sie nicht mehr. Er schlief und streckte kaum noch seinen Kopf aus dem Mantel. Blanka war besorgt: Vielleicht zeigte ihm ein Traum, was sie vor ihm verbergen wollte. Der Gedanke, dass er doch irgendetwas mitbekommen hatte und der Traum seine Ahnung zur Gewissheit werden ließ, dieser Gedanke machte ihr Angst. Sie hielt sich die Hände vor das Gesicht, wie ihre Mutter es getan hatte, wenn schlimme Kopfschmerzen sie plagten.

Otto schlief immer tiefer; seine Gesichtszüge waren entspannt. Was sie tun würde und wohin die Eisenbahnen sie brächten, wusste sie noch nicht. Das Sommerlicht war voll, der Himmel blau, gelb erstreckten sich die Felder über die niedrigen Hügel. Dieser lichte Anblick erinnerte sie an die langen Sommerferien mit ihren Eltern. Die waren jetzt in so weite Ferne gerückt, als seien sie nie gewesen.

Als Otto aufwachte, war er bleich und übergab sich sofort. Im Säuglingsalter war das oft vorgekommen, doch in den letzten Jahren klagte er weder über Bauchschmerzen, noch übergab er sich. Jetzt zitterte er in ihren Armen wie auf der Flucht vor einem Albtraum.

«Hier steigen wir aus», sagte Blanka und packte auf der Stelle zusammen.

Es war ein kleines Dorf mit vereinzelt stehenden Holzhäusern, ganz und gar in Grün getaucht.

«Angekommen», sagte sie, als hätten sie ihren Zufluchtsort erreicht.

«Gibt es hier auch einen großen Fluss?», fragte Otto und riss seine großen Augen weit auf.

«Ich nehme an, mein Lieber», sagte sie, wusste es aber nicht. Tatsächlich floss nicht weit von der Bahnstation lebendig die Dassel, deren klares Wasser weithin bekannt war.

«Mama!», rief Otto staunend.

«Was ist?»

«Können wir auf dem Fluss rudern?»

Die Süße, mit der Otto das Wort «Fluss» aussprach, rührte Blanka; sie schloss ihn in die Arme und küsste ihn auf die Stirn. Ohne Schwierigkeiten fanden sie ein Haus zur Miete, ein kleines Holzhaus oberhalb des Flusses, umgeben von Schlingpflanzen und Weidenbäumen, weit abgelegen von der Straße. Drinnen herrschte Halbdunkel, ein Geruch getrockneter Kräuter lag in der Luft. Die Vermieterin, eine hochbetagte, freundliche Frau, sagte: «Habt eine schöne Zeit. Das war früher mein Haus. Seit dem Tod meines Mannes wohne ich bei meiner Tochter.»

«Wann ist Euer Mann gestorben?», fragte Blanka aus irgendeinem Grund.

«Vor zwei Jahren. Im Juni sind es zwei Jahre.»

«Das tut mir leid.»

«So ist es eben. Was kann man machen. Und wo kommt Ihr her?», fragte die Frau, nachdem sie Blanka in die Geheimnisse des Hauses eingeweiht hatte.

«Aus Wien», log Blanka.

«Großer Gott», sagte die Frau, «als ich jung war, wollte ich immer einmal nach Wien fahren.»

«Und Ihr habt es nicht getan?»

«Nur einmal, aber das war für eine Operation.»

«Das Glück wohnt nicht immer dort, wo wir es vermuten», sagte Blanka. Sie wiederholte einen Satz, den ihre Mutter oft gesagt hatte.

«Das stimmt», sagte die greise Frau und schaute hinaus. Neben dem Haus gab es einen Gemüsegarten, und auch den stellte sie ihren Mietern zur Verfügung. «Ihr könnt ernten, was Ihr mögt.»

«Danke», sagte Blanka und umarmte in ihrer Ergriffenheit die Frau.

Damit war der Schwindel des Reisens für einen Moment gestoppt. Sie standen zeitig auf, frühstückten und gingen hinunter zum Fluss. Wie sich herausstellte, war er gar nicht reißend, floss vielmehr langsam und klar. Karpfen schwammen gelassen auf seinem Grund, als ignorierten sie die lauernde Gefahr. Stundenlang blieben Blanka und Otto im Wasser, oft bis es dunkel wurde. Blanka fand heraus, dass man bei den Nachbarn allerlei Milchprodukte kaufen konnte. Sogleich füllte sie die Speisekammer mit den guten Sachen, und abends schnitten sie eine Melone auf, saßen da und unterhielten sich, bis Otto auf der Matte in sich zusammensank und einschlief.

Doch schließlich kam, trotz allem, der Schlag.

«Mama!»

«Was ist?»

«Wo ist Vater?»

Diesen Schlag hatte sie zwar erwartet, doch als er kam, klebte ihre Zunge am Gaumen. Bedräng mich doch nicht, hätte sie beinahe gesagt, doch sie fasste sich gleich und murmelte: «Er wird bestimmt kommen.»

«Hierher?»

«Das bezweifel ich.»

«Was ist bezweifelich?»

«Das ist ein Versprechen, mein Lieber.»

Ottos Gespür für Wörter hatte ihr schon immer Angst gemacht. Zwar war ihr aufgefallen, dass auch andere Kinder nach der Bedeutung von Wörtern fragten, doch Ottos Fragen waren immer messerscharf. «Wer weiß, was diese artigen Geschöpfe alles anrichten können.» Diesen Satz hatte Großmutter Carola einmal gesagt, erinnerte sich Blanka jetzt.

Drei Wochen vorher, vor siebzehn Tagen, um genau zu sein, war sie mit Otto geflohen, und seitdem dieses dauernde Getrie-

bensein, die Sehnsucht und das Furcht erregende Glück. Sie hatte Otto nichts verraten. An den letzten Abenden zu Hause hatte sie ihm vor dem Schlafengehen versprochen, sie würden bald mit Schiffen auf Flüssen fahren, hohe Berge erklimmen und an Kiosken Eis kaufen. Jeden Abend hatte sie ihn heimlich in ihre Phantasien entführt. Adolf gegenüber verfolgte sie in dieser Zeit eine andere Taktik: Sie gehorchte ihm wie ein Tier, stellte ihm, wenn er abends von der Arbeit kam, wortlos das Essen hin. Doch ihr Gehorsam beeindruckte ihn nicht. Was ihm nicht schmeckte, fegte er vom Tisch. Blanka fragte nicht und stritt nicht mit ihm. Sie sagte sich nur immer wieder: Es gibt Dinge, um derentwillen es sich lohnt, Schmach zu erdulden.

Sie hatte Adolf noch auf dem Gymnasium kennen gelernt: ein kräftiger und hübscher junger Mann, bloß in der Schule kein großes Licht. Die Lehrer mochten ihn wegen seiner Stärke und seines kindlichen Ungestüms. Blanka hatte ihn am Ende der Schulzeit überstürzt geheiratet. Die Eltern waren nicht dafür gewesen, mischten sich aber auch nicht ein. Nur Großmutter Carola, die Mutter ihrer Mutter, beherrschte sich nicht. Als sie von der Hochzeit mit dem Nichtjuden hörte, fauchte sie böse. Großmutter Carola, eine einfache Frau, war leicht zu erzürnen. Was ihr nicht gefiel, verurteilte sie, und wer sie ärgerte, dem galt ihr Fluch. Sie hatte sich noch nie bei jemandem eingeschmeichelt. Unbeirrbar in ihrem Glauben, gab sie manchmal Dinge zum Besten, die die Familie sehr verletzten. Viele Jahre zuvor, als eine ihrer Enkelinnen die Frau eines Nichtjuden geworden war, hatte sie gesagt: «Ein jüdisches Mädchen, das der Tora Schande bereitet, wird nicht lange leben. Wir haben die Tora bekommen, um sie zu halten, nicht um ihr Schande zu bereiten. Gott im Himmel sieht alles. Er weiß alles, und er wird das nicht verzeihen.» Damals konnte sie noch sehen, doch seit sie das Augenlicht verloren hatte, wurde sie noch fanatischer. Die Irrwege der Familie kamen ihr zu Ohren; nichts blieb vor ihr verborgen. Wenn sie et-

was nicht für richtig hielt, wiederholte sie: «Die Juden haben die Tora bekommen, um sie zu halten, nicht um ihr Schande zu bereiten.» Alle erwarteten, dass sie bald sterben werde, doch der Tod war wohl nicht besonders hinter ihr her. Nach ihrer Erblindung waren ihre Sinne noch wacher, ihre Reaktionen noch energischer, und sie formulierte ihre Sätze mit beißender Schärfe, manchmal sogar plump. Was sie sagte, verletzte mehr, als es beschämte. Als sie von Blankas Hochzeit hörte, fauchte sie: «Flittchen!»

DAS LICHT wurde von Tag zu Tag stärker, rot breitete sich der Mohn am Ufer aus. Sein Anblick weckte in Blanka Erinnerungen an vergangene Sommerferien, als sie in Ottos Alter gewesen und ihre Eltern noch jung waren. Schon damals überfielen sie Todesängste am helllichten Tag. Sie hatte dieses Geheimnis für sich behalten und niemandem davon erzählt. Manchmal vor dem Schlafengehen hatte sie die Mutter gebeten, die Lampe nicht auszumachen. Die Mutter, eine schmale und zerbrechliche Frau, hatte ihr zugeflüstert: «Fürchte dich nicht, meine Liebe, das Dunkel ist nichts Böses, es ist bloß eine Farbe. In deinem Alter schläft man doch nicht mehr mit brennendem Licht.»

Eines Tages gab Blanka ein Stück ihres Geheimnisses preis: «Ich habe Angst.»

«Das sind nur kurze Momente, meine Liebe, die gehen schnell vorüber.»

Danach ließ die Todesangst von ihr ab, doch machte sich dafür eine andere Angst breit. Blanka versteckte sich im Schrank oder unter dem Bett. Johanna, die Haushaltshilfe, beugte sich zu ihr hinunter und flüsterte: «Wo ist mein Eichhörnchen, wo ist denn mein süßes Kind.» Wenn Blanka das hörte, musste sie lachen und kroch aus dem Versteck.

Mit fünfunddreißig erkrankte die Mutter, über Jahre brachte man sie von einem Sanatorium ins nächste, von einem Arzt zum andern. Von diesen Reisen kehrte sie kreidebleich zurück, ihre Augen lagen dann tief in den Augenhöhlen, und ein unbeabsichtigtes Lächeln bebte auf ihren Lippen. Blanka durfte das Zimmer der Mutter nicht betreten. Sie blieb in der Tür stehen und betrachtete sie von weitem.

«Wie geht es dir, liebe Blanka?» Mit diesen Worten wandte sich die Mutter an sie, so als weile sie schon nicht mehr in dieser Welt.

«Gut, Mutter.»

«Und was macht die Schule?»

«Für eine Arbeit in Mathematik habe ich ein ‹ausgezeichnet› bekommen.»

Als die Mutter das hörte, schloss sie die Augen und streckte ihre Hände auf dem weißen Laken aus.

Nach einer Weile kam sie aus dem Sanatorium nicht mehr nach Hause oder nur noch für kurze Zeit. In den Ferien besuchte Blanka sie mit dem Vater in den Bergen. Diese Besuche, einer im Winter und einer im Sommer, brannten sich ihrer Erinnerung mit einer schmerzlichen Klarheit ein. Im Sommer mietete der Vater ein Zimmer nahe der Kurpension, und zweimal am Tag gingen sie die Mutter besuchen. An warmen Tagen stand sie auf; dann setzten sie sich mit ihr in den Garten. Blanka bemerkte: Die Beete waren gepflegt, das Gras gemäht. Manchmal zeigte sie der Mutter ihre Hefte. Sie waren ordentlich, mit glänzenden Noten.

Ihr Vater, ein großer und hagerer Mann, sprach nicht viel. Auf Blankas Fragen antwortete er zerstreut: «Ja, du hast Recht.» Zusammen mit einem Cousin besaß er einen Schreibwarenladen, der die Familie ernährte. Dachs, sein Cousin, war ein lebenshungriger Junggeselle und das absolute Gegenteil von ihm. Immer wenn sie sich zufällig begegneten, kam es zum Streit. Schon mehrmals waren sie drauf und dran gewesen, den Laden zu verkaufen und sich zu trennen, doch im letzten Moment versöhnten sie sich, und alles wurde wieder wie früher. So ging es über Jahre. Vater hasste den Laden, sein Gesicht verriet diesen Hass. Mit jedem Jahr wurde es verkniffener.

Großmutter Carola mochte den Vater nicht. Sie sagte, seinetwegen sei all das Unglück über ihre Tochter gekommen. Einmal, Blanka war fünf Jahre alt gewesen, hatte Großmutter ihm schwere Vorwürfe entgegengeschmettert. Er verschleudere die Erbschaft,

kümmere sich nicht genug um den Laden und könne seine Familie nicht ernähren. Vater hatte im Sessel gesessen und kein Wort gesagt, während Großmutter Carola vor ihm stand und seine Verfehlungen aufzählte. Doch schließlich erhob er sich und rief mit einer Stimme, die lauter war als alles, was Blanka je gehört hatte: «Raus hier, du Hexe!» Großmutter Carola reagierte auf noch erschreckendere Art. Sie machte ihren Hals frei und schrie: «Hier ist meine Kehle! Schneid sie doch durch!»

Seit diesem Zwischenfall fühlte sich Blanka in der Gegenwart ihres Vaters nicht mehr wohl. Die Mutter unternahm einiges, damit das Mädchen seine Furcht erregende Stimme vergaß, und versicherte ihr, dass es nur ein einmaliger Ausbruch gewesen sei. Vater sei ein guter Mensch. Er sei doch sonst umgänglich und tue keiner Fliege etwas zuleide.